

Das Wunder Pestalozzi

Autor(en): **Ernst, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1927)**

Heft 2

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Wunder Pestalozzi

Von Fritz Ernst

« Es ist ein Wunder, dass ich noch lebe,
dass ich noch bin, dass ich noch wirke. »

I

Heinrich Pestalozzis Lebenslauf ist einer der erstaunlichsten von allen, die überhaupt bekannt geworden sind. Jede Epoche seines Daseins steht auf den Trümmern einer früheren. Keine Art Zusammenbruch blieb ihm erspart. Er war ein erfolgloser Landwirt und ein erfolgloser Kaufmann. Um die Armenanstalt auf Neuhof brachte ihn sein Ungeschick und um das Waisenhaus in Stans der Krieg. Die Schule in Burgdorf musste politischem Umsturz weichen, das Institut von Yverdon ging an sich selbst zugrunde. Er gesteht einmal, er habe während Dezennien keinen Rock besessen, darin er sich Sonntags in der Kirche hätte zeigen dürfen. Eine vornehme Frau wollte den vermeintlichen Bettler mit einem Almosen weiterschicken, ein gewissenhafter Torwächter den vermeintlichen Vagabunden in Gewahrsam nehmen. Aus dem Mund des Fünfundfünfzigjährigen hören wir den demütigenden Freudenschrei: « dass er nicht mehr darbe ». Aber auf den Achtzigjährigen, da er um Weib und Kind und Hab und Gut gekommen, blickte ein ferner Freund als einen zweiten Hiob.

Soweit wir bisher die Unbill seines Schicksals namhaft machten, beschränkten wir uns willentlich auf äußere Umstände. Pestalozzis Leben ist aber zudem als gleich langes und gleich unerbittliches moralisches Drama verlaufen. Das « glückliche Gesicht » Goethes war ihm nicht zuteil geworden. Er wusste es und hat es eingestanden. In einer zwischen Autor und Leser dialogisch entwickelten Selbstcharakteristik lässt er den Leser an den Autor auch die Frage stellen: was dieser halte von der Physiognomik?, worauf die Schicksalsantwort folgt: « Ich bin hässlich ». So lang er lebte, musste er die Abgestoßenheit der Andern überwinden. Als Schüler war er « Heiri Wunderli von Thorlikon », als Greis schlechthin « der Narr ». Er konnte nie vergessen, dass es eine Zeit gab, da seine Bekannten lieber einen Umweg machten, als dass sie seinen Gruß riskierten. Er hat seinem Biographen selbst erzählt, dass das hochgeborne Fräulein

Diesbach auf ihn, als einen Neuerer, herunterspie. Er wusste, dass man in seiner Vaterstadt zur Freude vieler, die das «pudelnärrisch» fanden, sein Bild als Gegenstück zu einem Hundepor­trät sehen ließ. Er war zu­ge­gen, als man, vor Gesellschaft, an einem Dackel seine neue Lehr­methode ausprobierte. Und er las auf dem Tod­bette die Streitschrift aus dem Kreis einstiger Freunde, die in sinnlosem Hass unausgelebter Liebe von der Nachwelt forderten, sie solle «den Menschen Pestalozzi mit aller seiner Schande in ewige Vergessenheit begraben.»

Hätte Pestalozzi das Licht der Welt erblickt als Schlachtenheld, der gleich Achill nur an der Ferse und sonst nirgends zu verwunden war, so dürfte man noch immer gezittert haben für sein Leben. Er war aber das Gegenteil eines Schlachtenhelden: ein geistig-schöpferischer Mensch, und als solcher an allen Stellen Leibes und der Seele verwundbar *ex officio*. Der geistig-schöpferische Mensch kann seines Amtes nur walten vermöge einer ausgesuchten Sensibilität. Das, was der große Haufe als belanglos übersieht, wird ihm zum quälenden Problem. Das, was die meisten ob seines Unwertes belächeln, gilt einzig seinem Herzen als Kleinod. Das, was andre keines Wortes würdigen, wird ihm zum Preis der Seligkeit. Hat er sich aber, trotz Lächelns und Unglaubens der Um­welt, auf seinem sonderbaren Wege zum Werke durchgerungen, so be­ginnt nun eine Überraschung anderer Art. Ob Künstler, ob Gelehrter, ob Prophet – das Schöne, Wahre, Gute, das er in seinem Werk gestaltet, gilt ihm als absolut und unantastbar. Für die Welt aber kann dieses Werk höchstens ein Sonderfall von all dem sein. Und also hat der geistig-schöpferische Mensch, sofern er überhaupt zu einer Auseinandersetzung mit der Welt gelangt, die denkbar schärfste Diskrepanz seiner Erlebnisse und deren Geltung zu gewärtigen. Genie ohne Talent zur Resignation ist Himmelsgabe, die zur Erdenqual bestimmt. . . Pestalozzi war sich nicht nur seines besonderen Berufsmerkmals, der von ihm selbst, in einem Brief an seine Braut, eingestanden «Empfindlichkeit» bewusst, sondern auch des Umstandes, dass sie ihm zu höherem Gebrauch verliehen worden war. Was er an Entdeckungen in sich trug, war nicht Werbung für seine Person, sondern ihm auferlegt als Verkündigung. Er war bereit, sie in der unwirtlichsten Ecke, «ohne Feuer und Wasser», zu verwirklichen und litt heroisch unter der Schmach, für sie nicht wenigstens den Tod leiden zu dürfen.

Pestalozzis materielles, moralisches und schöpferisch-geistiges Schick­sal zusammengenommen, ergibt eine Spannung, von welcher unverständ­lich ist, wieso sie ihren Träger nicht binnen kurzer Zeit zerriss. Pestalozzi

empfand selber so, da er in seiner ungeheuerlichen Rede vor seiner Yverdoner Hausgemeinde am Neujahrstag 1808 die Worte ausrief: «Es ist ein Wunder, dass ich noch lebe, dass ich noch bin, dass ich noch wirke»¹⁾.

II

Wer mit unsrer ganzen Zeit, sofern sie tätig ist, in der Vorstellung der Einheit und Solidarität Europas lebt, muss auch einen Schlüssel fordern, der zu ihrer Geschichte passt, so weit diese reicht. Ein solcher Schlüssel nur wird die geheime Affinität zwischen den Völkern und Staaten, Rassen und Sprachen des Kontinents erklären; ihre zwangsläufige Grösse und ihr unabwendbares Leiden begreiflich machen; und in sich ein Zukunftsgesetz darstellen, vor dem sich zu beugen auch dem Stolze schmeichelt. Dieser Schlüssel ist der Titanismus.

Das Wort ist so groß wie die Sache, von der es handelt. Denn wie bezeichnete man würdiger, treffender, schlagender diesen vieltausendjährigen Wandel des Ehrgeizes, der immer neue Objekte angreift, immer neue Positionen erobert, in immer neuen Gestalten siegt und eben als Chamäleon sich selber treu bleibt? Uns trennen keine Berge, die Meere sind uns Flüsse, die Luft ist uns ein Meer. Wir umkreisten die Erde, verbanden die Pole, entdeckten die Vergangenheit des Menschen und die Zukunft der Gestirne, besiegten alle Grenzen des Gesichts und Gehörs. Uns gilt im Prinzip nichts unheilbar und nichts unlöslich. Wir sind unersättlich im Herzen und im Geist. Unser Wappen ist, was an den Palästen des großen Kaisers stand: *Plus, Ultra*... Aber der Titanismus ist nicht nur ein Problem der Weite und des Ziels, er ist auch ein Problem der Masse und der Zahl. Unser individuelles Wollen erhält sein Korrektiv aus der Idee der Gesamtheit. So oft wir uns versucht und gezwungen fühlen mögen, den Nächsten als ein Mittel zu gebrauchen, so oft wird er sich als sein eigener Zweck behaupten. Unsere Geschichte ist allerdings die Geschichte der Schändung der Menschheit – aber zugleich das Eingeständnis davon. «Wenn es Sklaven von Natur aus gibt – sagt Rousseau –, so kommt das daher, dass es einmal Sklaven wider die Natur gegeben hat.»

Pestalozzi ist darum ein so großer europäischer Seher²⁾, weil er den

¹⁾ *Pestalozzis sämtliche Schriften*, Bd. 11, Stuttgart und Tübingen 1823, p. 253. Im übrigen verzichtet der Verfasser i. a. auf die Nachweise der Zitate, insbesondere, sofern sie enthalten sind in der von ihm besorgten Anthologie *Pestalozzi, Leben und Wirken* (Zürich, Rascher, 1927).

²⁾ Die vorliegenden Ausführungen, die in ihrem ganzen Umfange den Anspruch erheben, organisch aus Pestalozzis Gedankenwelt entwickelt zu sein, stützen sich selbst in diesem Ausdruck auf ihn selber. Seine posthum gedruckte Abhandlung *Ueber die Ursachen der französischen Revolution* enthält neben verwandten Begriffen auch den einer «europäischen Menschheit». (*Pestalozzis sämtliche Werke*, hrsg. von L. W. Seyffarth, Bd. 16, Brandenburg a. H. 1872, p. 322).

Adel der menschlichen Seele durch alle Entstellung, durch die äußerste Verkümmernng, durch die tiefste Verwüstung noch erkennt. Es scheint keinen menschlichen Mangel zu geben, den zu beheben ihn nicht Leidenschaft ergriffen hätte. Er trachtete danach, die Wahnsinnigen zur Vernunft und die Verbrecher zur Sittlichkeit zurückzuführen. Seine Schrift über Narren- und Besserungshäuser ist verloren¹⁾, aber seine lapidare Notiz von 1778 über das von ihm aufgenommene blödsinnige Bettelkind Maria Bächli ist aller Zeit erhalten. «Es soll – heißt die Notiz – die Menschheit sehr interessieren, dass auch Kinder von äusserstem Blödsinn, die durch gewohnte Härte dem Tollhaus aufgeopfert werden, durch liebevolle Leitung zu einem ihrer Schwachheit angemessenen einfachen Verdienst, vom Elend eines eingesperrten Lebens errettet, und zur Gewinnung ihres Unterhalts und zum Genuss eines freien und ungehemmten Lebens geführt werden können.» Denselben Trieb in ihm entspringt sein Gefühl für die Armut. Er nannte sie in einer seiner Fabeln seine Muse. Er widmete ihren Freunden, «den Freunden der Menschheit und der Armut», seine sämtlichen Schriften. Er hat sich so tief mit ihr abgegeben, er hat so oft wiederholt, man müsse den Armen zur Armut erziehen, dass man zuweilen glauben möchte, er habe sie nicht nur als existierende, sondern auch als existieren sollende Kategorie anerkannt. Reiflich überlegt, lässt sich das auch nicht bestreiten. Man muss nur hinzufügen, wie er die Armut meinte. Er meinte sie wie der Frate Savonarola, von dem wir das Bekenntnis haben: er liebe die Armut, «aber ohne Schmutz» – dieses luxuriöseste aller Bekenntnisse zur Armut.

Indessen hätten Pestalozzis Bemühungen um Heilung von Verbrechen, Irrsinn und Armut, als peripheren Phänomenen der menschlichen Gesellschaft, ihm doch nur eine rühmliche Sonderbedeutung verleihen können. Er brauchte, um sich zu wahrhaft klassischer Höhe zu erheben, ein wahrhaft klassisches Thema. Er brauchte, um der Genius zu werden, als den wir ihn erkennen, ein zentrales Problem, das aus der Menschheit Herzen stammt und zu der Menschheit Herzen wiederführt. Er fand dieses Problem im Kind. Hier hatte Pestalozzi abermals ein Phänomen außerhalb der eigentlichen Zivilisation – nur in einem andern Sinn als die genannten Phänomene. Die Verbrecher, Irren, Armen können wir verleugnen, ohne scheinbar ein Gut einzubüßen. Das Kind aber verleugnen, hieße uns um unser Ebenbild, ja um uns selbst betrügen. Denn das Kind ist vor allem

¹⁾ W. Henning, *Mittheilungen über Pestalozzis Eigenthümlichkeit, Leben und Erziehungsanstalten* (Der Schulrath an der Oder, Vierte Lieferung, Breslau 1815, p. 169).

ein Stück Märchenweg in uns, das ewige Märchen der Menschheit. Sie hatte seiner fast vergessen. Mit Pestalozzi spricht es wieder, nachdem es durch Jahrhunderte vor ihm sich nah und näher angekündigt, mit der vollen Stimme beglückter Gegenwart.

III

Es gibt Menschen, die uns alles Zivilisatorische verständlich und wert machen. Ein solcher Mensch, in allen Epochen seines Lebens, war Goethe. Es gibt andre Menschen, die uns alles Zivilisatorische entwerten und entfremden. Ein solcher Mensch, im Laufe seines Lebens immer mehr, war Tolstoi. Pestalozzi steht zwischen beiden, aber näher bei Goethe als bei Tolstoi. Pestalozzi warb, gerechnet von der *Abendstunde* bis zum letzten Brief von 1817, fast vierzig Jahre um den Unerbittlichen. Beider Bedingtheit geht aus dem seltsamen Zwiegespräche, in dem der Andre immer schwieg, wundervoll hervor. Vor allem ist in diesem einseitig magischen Verhältnis die Zielrichtung des Werbenden nicht zu verkennen. Pestalozzi wettete so häufig, und nicht immer leicht erträglich, gegen den Flitter und selbst den Glanz der Zivilisation, dass man vermuten wollte, es hätte ihm an ihr selbst nicht allzuviel gelegen. Aber wenn er auch dem schönen Vogel die stolzen Schwingen hart bestutzt, so lässt er ihn gleichwohl am Leben. Sein Standpunkt lässt ihn die Kultur nur in begrenztem Maß begreifen. Jedoch, sofern er sie begreift, begehrt er sie. Sein Standpunkt ist der des Kindes. Und dieses Kind ist ihm niemals nur etwas Seiendes, sondern stets etwas Werdendes und zugleich zu Erhaltendes. Dieses Kind steht vor allem in keinem Augenblicke isoliert – es schaut, erwartungsvoll, der Zivilisation ins Angesicht.

Der erste Erziehungsplan, den Pestalozzi ausarbeitete, schien nur bestimmt für die Notdurft des Körpers und des Geistes. Er, dem die Kunst der bürgerlichen Selbstbehauptung nicht zuteil geworden war, wollte angeblich nur diese lehren. So musste jedermann Pestalozzis Rundschreiben vom Dezember 1775 verstehen. Aber aus dem Rechenschaftsberichte über seine Anstaltskinder im Jahre 1778 entnehmen wir, dass er diese Enterbten des Schicksals neben Feld- und Fabrikarbeit – Französisch lernen ließ¹⁾. Diese Tatsache, so unbedeutend auf den ersten Blick, ent-

¹⁾ Das Problem der Fremdsprache begleitete Pestalozzi durch sein ganzes Leben. Noch wenige Wochen vor seinem Tode trat der hochwürdige Greis bei Heinrich Zschokke auf der Blumenhalde ein, um ihm enthusiastisch « eine seiner neuen Ideen, über Vereinfachung des Unterrichtens in toten Sprachen » vorzutragen. . . « Une langue de plus, une âme de plus », sagte Sainte-Beuve.

hält doch symbolisch Pestalozzis Grundansicht dessen, was nottut. Zwanzig Jahre später, in einer seiner Fabeln, hat er diese Grundansicht gleich schlicht wie unwiderstehlich versinnlicht. Also lautet die Fabel von den *Zwei Füllen* :

Zwei Füllen, die sich in Wuchs und Bildung wie ein Ei dem andern glichen, fielen in ungleiche Hände. Das eine kaufte ein Bauer und gewöhnte es ohne Rücksicht auf die Veredelung seiner Natur zum niedern Dienste am Pflug und an den Karren; das andere fiel in die Hand eines Bereuters. Dieser baute die Kunst seines Dienstes auf die Veredelung seiner Natur, d. i. auf die Erhaltung und Ausbildung seiner Feinheit, seiner Kraft, seines Muts. Es ward ein edles Geschöpf, indessen das andere alle Spuren seiner edlern Natur an sich selber verlor.

Das ist adligste Vornehmheit. Pestalozzi überbot sie durch ein höheres Ziel. Die tiefste seiner theoretischen Schriften sind seine *Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes*. An einer denkwürdigen Stelle derselben blickt er auf den Säugling, und fragt sich, wohin diesen seine Bestimmung führen werde? Die Frage ist des größten Geistes würdig. Pestalozzi antwortete: « immer weiter von diesem Punkte ins Unendliche ». Er durchmaß nicht den ganzen ungeheuren Raum, den er dem Menschen als seine Heimat zuerkannte. Er stellte sich lediglich auf dessen Ausgangspunkt. Wie hoch die jungen Stämme einmal würden wachsen wollen, das sollte ihnen überlassen sein. Dass sie aber grade wachsen dürfen, das fühlte er sich ihnen schuldig: « schönen Wuchs » versprach er seinen Bettelkindern in Iselins *Ephemeriden*.

Pestalozzi schuf kein System. Er schuf, was mehr ist, eine Methode und gab ihr den Namen einer « Elementarbildung ». Er hob diesen Schatz aus der Tiefe des kindlichen Herzens. Er nahm es auf sich, das Stammeln der kindlichen Seele nachzuerleben. Er sah sich in den Augapfel seiner Schützlinge hinein. Er reproduzierte die Grundfunktionen der menschlichen Psyche und legte dergestalt, was bis auf ihn gefehlt, das natürliche Fundament für « das gemeine Schulwesen und die darauf liegende Kultur Europas »¹⁾.

Was Pestalozzi postulativ aufgestellt hat, ist nichts anderes als ein biologisches Grundgesetz der Erziehung. Alle künftige Kultur wird im selben Maß organisch sein, als sie dieses Grundgesetz befolgt. Sie wird auch im selben Maß den Preis genießen, den Pestalozzi ihr dafür verheißen: die Harmonie der Kräfte.

¹⁾ Pestalozzi: *Ansichten und Erfahrungen, die Idee der Elementarbildung betreffend*. (Sämtliche Schriften, Bd. 11, Stuttgart und Tübingen 1823, p. 33.)

IV

Jede Hervorbringung des Geistes hat ihre eigentümlichen Voraussetzungen. Bei Pestalozzi sind diese deutlich zu erkennen: in der Zeit, die ihn hervorgebracht; in den Umständen, die er sich wählte; in der Anlage, die ihm angeboren war.

Es gab anderthalb Jahrtausende, die ein wesentlich außermenschlich übernatürliches Heil umkämpften und erwarteten. Damals wäre es unmöglich gewesen, den Menschen, wie Pestalozzi in den *Nachforschungen* tat, als «hohes Wunder» zu bezeichnen. Damals wäre es unmöglich gewesen, von diesem Wunder selber die tiefsten Aufschlüsse zu erhoffen. Erst die optimistische Naturreligiosität des 18. Jahrhunderts schuf diese Einstellung. Pestalozzi hatte an ihr tiefsten Anteil. Wenn alle weiteren Beweise fehlten, so bliebe uns zu hinreichender Aufklärung sein Lieblingslied – Stolbergs Apostrophe: «Süße, heilige Natur...»

Zur inneren Bereitschaft traten die Umstände, die er sich schuf. Er liebte nicht allein das Wunder Mensch, er kannte es wirklich auch. Freilich, in einem besonderen Sinne. Heinrich Zschokke hat von seinem Freund mit gutem Grund gesagt: «Er kannte die Menschen, aber die Leute nicht.»¹⁾ In der Tat brauchte Pestalozzi für seinen Zweck auch nur das erstere. Er brauchte nur den Typus Mensch zu kennen. Was er vom Menschen wissen musste, lehrte ihn jedes Kind. Pestalozzi hat das Kind wie wenige gekannt. Sein Anstaltsverzeichnis von 1778 enthält als auffälligste Charakteristik die des «Fredli Mind, sehr schwach, unfähig zu jeder anstrengenden Arbeit, voll Künstlerlaunen, mit einiger Schalkheit begleitet, Zeichnen ist seine ganze Arbeit.» Die Prognose bewährte sich glänzend. Der damals Zehnjährige wurde später der weltbekannte «Katzen-Raffael». Verblüffender aber als die Schärfe des Blickes für das Kind ist bei Pestalozzi die Leidenschaft des Herzens für dasselbe. Seine sonst so ermüdende Prosa hat einige Stellen, die mit dem besten deutschen Sprachgut stolz rivalisieren. Eine dieser Stellen steht im *Brief über Stans*. Also spricht er von den Waisen:

Jede Hilfe, jede Handbietung in der Not, jede Lehre, die sie erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Aug' ruhte auf ihrem Aug'. Meine Tränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stans, sie waren bei mir, und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer

¹⁾ Heinrich Zschokke: *Heinrich Pestalozzi* (Gesammelte Schriften, Bd. 32, Aarau 1854, p. 242).

Mitte, waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der erste, der aufstand. Ich betete und lernte noch im Bett mit ihnen.

Das war keineswegs nur seine nachträgliche Empfindung. Er empfand die Gegenwart der Kinder wirklich so. Die Augenzeugen überlieferten uns dies. Der Anblick eines Kleinen griff an sein Herz, verwandelte ihm Schmerz und Zorn in Wonne, verzauberte von neuem den Enttäuschten. Ohne Kinder war für ihn kein Leben: Als er, arm und zum letztenmal besiegt, die Stätte seines größten Ruhms verließ, wankte er doch nicht ganz allein von dannen: er nahm von Yverdon nach Neuhof vier fremde Knaben mit. Es lag darin eine Geste der Dankbarkeit für alles, was er vom Kind empfangen. Er hat es so oft wiederholt, woher ihm alle Erleuchtung gekommen, dass wir nicht zweifeln können, was es bedeutete, als er im Sommer 1826 den Kranz, den ihm die jugendliche Schar von Beuggen darbot, dem Kleinsten auf die Stirne setzte.

V

Pestalozzi musste nie zum Kind heruntersteigen. Seine Inbrunst galt dem Ebenbild. Er war selbst ein Kind. Vielleicht ist nie ein Genie in solchem Maß ein Kind gewesen. Im Einleitungsgespräch zum *Schweizerblatt* von 1782 wirft der Leser dem Autor vor, er sei « ein wenig Kind ». Der Autor antwortet dem Leser: « Wills bleiben bis ans Grab. » Pestalozzi hat sein Wort gehalten. Ein Kind war und blieb er bis auf Symptome körperlichster Art. Er sammelte bis in sein höchstes Alter im Bach und auf dem Felde zweck- und sinnlos rohe Steine. Er behielt in gewissen Situationen, zum Beispiel beim Diktieren, die Gewohnheit des Lutschens bis an sein Lebensende bei. Sein Schüler Ramsauer, der in der Überlieferung solcher Züge musterhaft genau ist, macht in dieser Beziehung eine Bemerkung von letzthin zwingender Beweiskraft. « Kein Zögling des Instituts – schreibt er – hatte so oft Beulen und blaue Flecken wie Pestalozzi. Besonders oft stieß er sich des Nachts, da er die Arme im Dunkeln nie vorausstreckte, wie jeder andere Mensch von selbst tut »¹⁾.

Kindlich wie sein Gebaren war sein Weltbild. Religiös, politisch, pädagogisch ist der Kern der von ihm aufgestellten Beziehungen immer das Eltern- und Kindesverhältnis. Gott, Fürst und Lehrer sind die drei Vaterämter, die er verkündete. Metaphysisch, rechtlich, intellektuell hat er die

¹⁾ *Pestalozzi nach der Schilderung Ramsauers* (Pestalozziblätter, XXV. Jahrgang, 1904, p. 11). Hans Georg Nägeli ist womöglich noch deutlicher, wenn er von seinem Freunde schreibt: « nicht einmal ordentlich gehen konnte er: er kam nur bei hastigem Hin- und Herwanken vorwärts, wir nennen es pütschen » (*Pädagogische Rede*, Zürich 1830, p. 29).

Kindlichkeit als Norm entwickelt. Es schließt sich in eiserner Logik an die Kette unserer Betrachtung, dass er erotisch immer ein Gefesselter gewesen ist. Das gilt von seiner Biographie. Das gilt von seinem Weltbild. Das gilt schließlich von seiner Grammatik. In einer Stelle seiner Altersrede *An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Vaterlandes* will er ausdrücken, dass das Kind den abwesenden Elternteil in Ehren hält, sofern dies Gefühl zwischen den Gatten von diesen selber über die Zeit der Trennung hochgehalten wird. Was die Mutter dem Kind verspricht in seines Vaters Namen, wird von ihm schon so gut als wie besessen. « Es freut sich dessen – schreibt Pestalozzi wörtlich –, was ihm seine Mutter *ihrer Vaters* (!) halber verspricht, wie wenn es dasselbe schon in Händen hätte »¹⁾.

Derjenige Zug aber, den gemeinsam mit dem Kinde zu besitzen, an Pestalozzi am meisten erstaunt, ist seine Unwissenheit. Der große Geograph Ritter, der ihn verehrte und besuchte, stellte fest, dass er keine geographischen Kenntnisse besaß. Der große Mathematiker Benzenberg, der ihn verehrte und besuchte, stellte fest, dass er keine mathematischen Kenntnisse besaß. Und der brave Lehrer Krüsi, der ihn verehrte und in fünfzehnjähriger Mitarbeiterschaft hatte beurteilen lernen, stellte fest, dass er überhaupt keine Kenntnisse besaß. Derjenige Mensch aber, der Pestalozzi am tiefsten durchschaute, nämlich er selber, stellte fest, dass er nicht nur aller Anfangsgründe wirklich ermangelte, sondern dieser Ermangelung in der Tat bedurfte. In den herrlichen Briefen *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt* schreibt er, mit Bezug auf den unfreundlichen Empfang, den Burgdorf ihm bereitet hatte, an den Verleger Gessner:

Man raunte sich in diesen Gassen in die Ohren: ich könne selber nicht schreiben, nicht rechnen und nicht einmal recht lesen. Nun, mein Freund, du siehst, es ist an den Gassengereden nicht immer alles unwahr; ich konnte wirklich weder recht schreiben, noch lesen, noch rechnen. Aber man schliesst aus solchen wirklichen Gassenwahrheiten immer zu viel. Du hast es in Stans gesehen; ich konnte schreiben lehren, ohne selbst recht schreiben zu können, und *gewiss war mein Nichtkönnen von allen diesen Dingen wesentlich notwendig*, um mich zu der höchsten Einfachheit der Lehrmethode und dahin zu bringen, Mittel zu finden, durch die auch der Ungeübteste und Unwissendste hierin mit seinen Kindern zum Ziele kommen könne.

Pestalozzi hat mit diesen Worten klassisch die Stelle angegeben, wo sein Schicksalsknoten geschürzt lag.

¹⁾ Diese Ersetzung des Gattenverhältnisses durch das Vaterverhältnis beruht nicht auf einer Verschreibung. Pestalozzi drückt sich, einige Sätze vorher und bei veränderter Wortstellung, genau gleich aus. (*Pestalozzis sämtliche Schriften*, Bd. 6, Stuttgart und Tübingen 1820, p. 288). Bezeichnenderweise fehlt der ganze herangezogene Passus in der Originalausgabe der Rede (Iferten 1815, p. 213) und erscheint erst fünf Jahre später in den Sämtlichen Schriften.

VI

Pestalozzis Sendung wollte ihn als Kind, nicht als ein geniales, sondern als titanisches. Er durfte nicht das Ungewöhnliche, sondern nur das Gewöhnliche auf unerhörte Art vollbringen. Er durfte nur um soviel das Kind überragen, als nötig war, um dessen Ort im Weltbild anzugeben. Jede souveräne Loslösung von seinem erhabenen Primitivismus bedeutete Verrat desselben. Das brachte ihn notwendig in ein groteskes Missverhältnis zu seinen Mitmenschen. Alles, was ihn an Konflikten und Katastrophen durchs Leben verfolgte, liegt hierin begründet. Seine Gattin hat die Tragödie ihres Innern vor ihren Malern nicht verbergen können. Seine Haushaltung wurde von ihm selbst bezeichnet als « die elendeste unter allen Haushaltungen ». Seine Unternehmungen endeten insgesamt, sofern sie nur lang genug existierten, im Bankerott. Man denkt mit dem Bedürfnis des Trostes an das Sanktuarium seiner Liebestätigkeit, an sein Schulzimmer. Aber auch da war ihm der unmittelbare Erfolg versagt. Er war ein schlechter und zugleich ein ungeliebter Lehrer. Das scheint eine grobe Entstellung. Es ist im Gegenteil die furchtbare Wahrheit. Die erhaltenen Jugendelegieen reifer Männer, die sich auf Yverdon beziehen, sprechen bereits von einer Zeit, da Pestalozzis Ideen durch die glänzenden Praktiker an seiner Seite heroisch verwirklicht wurden. So lang er selber aber unterrichtete, war das Ergebnis über alle Vorstellung zwiespältig. Die auf dem Neuhof beherbergten Vagantenkinder machten sich lustig über ihren Herrn. Bei den Waisen von Stans hinterließ er das Andenken eines Sonderlings. Und die handfesten Schulkinder von Burgdorf begegneten ihrem donquijotesken Lehrer so, dass das zarter organisierte Appenzellerbübchen Johannes Ramsauer von einem Mitleid ergriffen wurde, das er nicht mehr vergaß.

Auf Erden war für den Menschen Pestalozzi keine Erlösung. Es ist darum nicht verwunderlich, dass seine Seele in ihrem ursprünglichsten Ausdruck stöhnt. Er verfasste die *Abendstunde* als demütige Klage « aus seiner Tiefe »; schloss die *Nachforschungen* mit dem Bekenntnis, was von ihm geblieben, seien « zerrüttete Spuren seines zertretenen Daseins »; und erbat sich auf jenem letzten, *Grabschrift* betitelten Blättchen nur eine Rose, « deren Anblick Augen weinen machen wird, die bei seinem Leiden trocken geblieben ».

Die Analogie zu seinem Martyrium steht in der Religionsgeschichte. Es sind Pestalozzis eigenste Worte – unter dem unscheinbaren Titel *Ansichten und Erfahrungen, die Idee der Elementarbildung betreffend* – mit

denen er rückblickend die Situation seines Lebens wiedergab: « Es war mir, die Leute riefen mir zu: Steige vom Kreuze herab, so wollen wir dir glauben! » Er blieb an seinem Schicksalskreuz und hauchte als ein Sieger seine Seele aus. Er stand erhobnen Haupts als Genius vor Königen und Kaisern. Sein Auge sah im Verdunkeln das neue Evangelium zwei Kontinente liebevoll erobern. Und an sein Ohr drang noch die Kunde seiner eigenen Transfiguration. Dem kindlichsten der Menschen wurde der patriarchalischste der Ehrentitel zuerkannt. Die Ehrfurcht seiner eignen Zeit nannte ihn mythisch: Vater Pestalozzi.